

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 6

Artikel: Und die Nacht sank herab...
Autor: Hegedüs, Sandor von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665442>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mit man sein Gegenüber sieht und niemand in irgend einer Weise in einer Bewegung gehindert ist! Stellen Sie in die Mitte des Tisches eine Schale oder einen mit rotem Band verzierten Korb mit Nüssen, Äpfeln, Orangen, Datteln usw., legen Sie rings um denselben kleine Tannenzweiglein, Stechpalmen und Misteln und vor jedes Gedeck einen oben etwas ausgehöhlten Apfel, in dem ein kleines Tannenzweiglein und ein Weihnachtskerzlein stecken. Drehen Sie für einmal das Elektrische ab und zünden Sie diese Kerzlein an über die Mahlzeit. Sie werden sehen, welche Freude Sie ihren Tischgenossen damit machen, wie wirkungsvoll diese Kerzenbeleuchtung ist und welche weihenolle Stimmung sie hervorruft. Bei dieser Dekoration müssen die Speisen auf ein Serviertischchen gestellt werden. Ziehen Sie vor, dieselben in der Mitte des Tisches zu haben, so möge Ihnen folgender Gedanke wegleitend sein: Schmücken Sie die Lampe, die diesmal angezündet wird, mit Gold- oder Silberfäden, Misteln und wenig kleinen Tannenzweiglein. Vielleicht haben Sie ein Tisch- tuch mit gehäkeltem oder geflöpkeltem Einsatz, unterlegen Sie denselben mit Goldpapier. Schneiden Sie ebenfalls aus Goldpapier viereckige oder runde, im Durchmesser höchstens 20 Zentimeter große Stücke aus, die an den Rändern gefranst oder gezackt werden. Legen Sie vor jedes Gedeck ein solches Stück, häufen Sie darauf Weihnachtskonfekt, Mandarinen, Feigen, Datteln, Nüsse, Pralinen. Garnieren Sie diese Goldtellerchen mit kleinen Tannenzweiglein und verbinden Sie dieselben durch Knallbonbons miteinander.

Vielleicht ist in Ihrer Familie ein Knabe,

der den Handarbeitskurs besucht hat. Lassen Sie denselben kleine Kartonsterne ausschneiden und diese mit Goldpapier überkleben. Darauf werden mit der bekannten Knetmasse Plastilin oder auch mit Lehm, der im trockenen Zustand bemalt werden kann, Figuren geformt mit einer kleinen Vertiefung, die dann als Kerzenhalter für kleine, dünne Kerzlein verwendet werden können. Einfache Figuren wie Kugeln, Würfel, Pilze, Herzen können schon ganz kleine Knaben formen. Hübsche Lichtträger lassen sich auch aus leeren, mitten durchsägten Fadenspulen herstellen. Diese werden dann an den rauhen Schnittflächen mit Glaspapier glatt gerieben. Aus jeder Fadenspule erhalten wir zwei Lichtalter, die bemalt werden. Wenn sie trocken sind, kann man mit Goldbronze kleine Verzierungen anbringen: Striche, Streifen, Punkte, Sterne. In die etwas erweiterte Öffnung steckt man kleine Kerzchen oder befestigt dieselben einfach mit einem Wachsropfen. — Hübsch und originell gezeichnete Tischkärtchen, die in die schön gefaltete Serviette oder ins Glas gesteckt werden, machen auch immer Freude.

Wir wollen keine Mühe scheuen, diese Feier zu etwas Außergewöhnlichem zu gestalten, damit unsere Familienglieder etwas ahnen vom wahren Weihnachtsinn. Das Weihnachtsfest ist ein Fest für alle, ein Fest der Freude, und das Gelingen desselben hängt in erster Linie von uns Frauen ab. Opfern wir das ganze Jahr hindurch unsere Zeit und Kraft für die Familie, so erst recht am Weihnachtsfest. Wir wollen in allererster Linie unsern Nächsten Freude bereiten. Das macht uns glücklich, denn: „Die Freude, die wir geben, kehrt ins eigne Herz zurück.“

M. S.

Und die Nacht sank herab . . .

Von Sandor von Hegedüs.

Sie mauerten die Kuppel der St. Peterskirche. Pius IV. war übergücklich, doch auch Michelangelo hatte seine Freude an der Arbeit. Ungeachtet seines Fiebers ritt er, sobald er nur irgendwie Zeit dazu fand, zur Kirche, um die Beendigung seines großen Werkes zu besichtigen. Federigo Donati, sein behandelnder Arzt, zürnte:

„Warum schwingst du dich in den Sattel und machst dich bei diesem Regenwetter auf den Weg?!“

Melancholisch antwortete der vollständig zusammengebrochene Michelangelo:

„Es ist einerlei. Denn siehe, ich bin schon so alt, daß ich es gleichsam spüre, wie mich der Tod an meinem Mantelsaum packt und mir befiehlt, ihm zu folgen.“

Er zündete eine Kerze an, aber sie entfiel seinen Fingern und verlosch. Nun meinte er:

„Siehst du, eines Tages wird auch meine Lebensfackel gleich dieser Kerze verlöschen.“

Donati nötigte ihn, im Lehnstuhl Platz zu nehmen; dann fragte er, ob er nicht etwa eine Nachricht an seinen Neffen Lionardo, den Sohn seines geliebten Bruders Buonarotto, zu senden wünsche.

Michelangelo meinte ausweichend:

„Ich bin krank . . ., kann mich nirgends zurechtfinden . . .!“

Nun ging Federigo Donati heim und forderte Lionardo in einem dringenden Schreiben auf, sofort zu kommen, da Donati das Ende seines Oheims herannahen sehe. Am 14. Februar des Jahres 1564 zehrte das Fieber mächtig an Michelangelo. Er war eben wieder im Begriff zur Kirche zu reiten, als er im Hof zusammenbrach. Seine Diener: Tomasso dei Cavallieri und Antonio del Franzese waren ständig um ihn. Er saß in seinem Lehnstuhl, den Kopf nach hinten geneigt und sprach leise von der Vergangenheit:

„Mein armer Vater . . . Er war 92 Jahre alt, als er starb . . . Ich bin erst 89 . . . Als ich meinen entseelten Vater auf seinem Totenbett wieder sah, da lag er schon seit Tagen tot, doch sein Antlitz war trotzdem noch rot; er lächelte . . . Mein Vater . . . wie weit ist er von mir entfernt und dennoch, als würde er sich mir jetzt nähern . . .“

Im Zimmer wurde es unheimlich still und nur vom Forum Trajan her war das Lärmen Roms zu hören. Nach einer Pause sprach Michelangelo weiter:

„Nichts bleibt nach meinem Tode von mir zurück! Ich habe nichts zu Ende gebracht. Wo ist das Grabmal Julius XI., so wie ich es geplant habe? Und wo bleiben meine übrigen großen Pläne? Nur kleine Fragmente all der Träume ließ ich zur Erde fallen, die ich geschaut habe und die ich nie verwirklichen konnte, trotzdem ich den festen Willen dazu hatte; aber die Zeit vereitelte mir alles . . . und auch die — Verhältnisse. Nun bin ich schon so alt, daß ich fast zu den Toten zähle . . .“

Man reichte ihm einen Teller heiße Suppe; diese belebte ihn ein wenig und er dankte Tomasso für seine Fürsorge.

„Mio caro Tomeo . . ., daß du nur bei mir bist! Wo doch all meine Lieben dahinschieden, meine Geschwister und auch Urbino, der treue Diener. Und die Haushälterin meines Vaters, an die ich so gewohnt war, als sie in meinem Hause waltete.

In der Stube begann die Henne zu gackern, denn um den Meister herum waren die Kacke, der Hahn, die Henne, das kleine Geflügel, in deren Kreis er in Settignano seine Kinderjahre verlebt hatte. Antonio bat Michelangelo dringendst, sich doch ins Bett zu legen. Doch dieser wollte durchaus nicht und meinte, so sei es besser.

Sein Atem ging schwer und setzte oft aus. Plötzlich hob er den Kopf.

„Ich möchte noch an der Pietà arbeiten. Führet mich hin und gebet mir den Meißel!“

Er stützte sich auf seine Diener und ließ sich zu seiner Lieblingsstatue geleiten, aber sein Wille war stärker als seine Kräfte. Michelangelo brach zusammen und wurde wieder in den Lehnstuhl gehoben. Dort schlief er ein.

Am nächsten Tag war er still. Gegen Abend wurde er wieder lebhafter, gesprächig. Doch sprach er nicht von jüngstvergangenen, sondern von längst entschwundenen Zeiten.

„Wie leid tut es mir, daß ich einmal grob zu Lionardo da Vinci war! Wir trafen in Firenze zusammen; er bat mich um Aufklärung einer Stelle aus Dante, ich konnte ihn nicht recht verstehen, und meine Antwort war eine gallige Bemerkung auf eine seiner Skulpturen . . . Selbst jetzt noch quält es mich, daß ich ihn grundlos beleidigt habe . . .“

Nun wandte er sich plötzlich an Tomasso dei Cavallieri:

„Tomeo, habe ich es dir schon erzählt, wie es mir mit Macchiavelli ergangen ist? Wir begegneten einander in Firenze und wurden Freunde. Zufällig war ich Zeuge der Szene, als der Gonfaloniere den Macchiavelli mit den Worten rügte: ‚Hör' mal, wie ist es möglich, daß du, mein guter Freund und Vertrauter, einst der Gesandte von Firenze, sobald du Zeit hast, in gemeine Schenken eilst und dich mit Kurieren, Würfelspielern und Marktetenderinnen belustigst?‘ Nun denke dir, Tomeo, wie verblüfft ich war, als ich — auf die Antwort Macchiavellis begierig lauschend — folgende Antwort von ihm vernahm:

„Sollte ich mich nach artigen Umgangsformen und feinem Benehmen sehnen, dann werde ich, mein Prinz, deine Gesellschaft und die der Nobili suchen. Doch wenn ich die Lebensgesetze studieren will, dann suche ich nicht den Kreis derer auf, die bereits am Ziele sind, sondern pflege mit jenen Umgang, die täglich viel Energie dazu aufwenden müssen, um ihren Bissen Brot zu verdienen, da sie sonst der Hunger quält. In jener Welt vibriert das Gesetz des Lebens. Dort gibt es keine Artigkeiten, keine Rücksichten. Dort pulsiert die rohe Kraft des Lebens mit ihren unerbittlichen Gesetzen!“

Macchiavelli gewann mich lieb,“ setzte Michelangelo fort. „So sehr, daß er — als er erfuhr,

ich hätte mich mit dem Papst versöhnt und sei gewillt, nach Rom zurückzukehren — mich um eine Gefälligkeit bat. Heute kann ich es schon erzählen, was er mir damals anvertraut hat: „Michelangelo, du begiebst dich jetzt nach Rom. Erweise mir einen Gefallen! Es wohnt dort eine Frau, die meinem Herzen sehr nahe steht. Überbring ihr diese Goldstücke und sage ihr, ich hätte sie geschickt. Ich habe den Auftrag natürlich angenommen und seinem Wunsche gemäß ausgeführt . . .“

Nun verstummte Michelangelo wieder und sprach an jenem Tage nichts mehr. Der 16. Februar war für ihn ein Tag voll Unruhe. Zwei Ärzte bemühten sich um ihn, Donati und Gerardo Fidissime. Sie waren sich darüber klar, daß es sich nur mehr um Stunden handeln könne. Auf dem Heimweg sprach Donati zu seinem Kollegen:

„Ich habe an Lionardo einen dringenden Brief gerichtet, er möge sofort kommen, doch die Straßen sind aufgeweicht und schlecht fahrbar; ich fürchte, der Junge kommt zu spät.“

Michelangelo sprach kaum mehr. Zusehends schwanden seine Kräfte. Am Abend nötigten die Ärzte den Greis ins Bett.

„Er war bei klaren Sinnen, sein Verstand war ungetrübt. Er redete von Plato und dessen idealer Liebe. Lächelnd sagte er:

„Ich weiß nicht, ob aus Platos Worten nicht

Socrates zu mir spricht!“

Dann schlief er ein. Am 17. Februar brach sein letzter Tag an. Er sagte: „Ich will mein Testament machen!“

Sein Lager umstanden die beiden Ärzte und Tomasso dei Cavallieri, Antonio und die Haushälterin. Mit vollstem Bewußtsein sagte er:

„Ich übergebe nun Gott meine Seele, — meinen Körper der Erde!“ Nach einer Pause: „Meine irdischen Güter bestimme ich Lionardo, dem Sohne meines Bruders Buonarrotto; möge er davon auch seine Schwester Cessa befriedigen.“

Tief ergriffen umstanden die Getreuen sein Sterbebett. Sein Atem ging immer schwerer. Donati neigte sich über ihn und flüsterte:

„Sein Herz beginnt auszusehen!“

Alle Umstehenden sanken jetzt auf die Knie. Die Glocke der Kirche San Spirito schlug die elfte Stunde. Elf Uhr nachts. Da neigte sich Tomasso über ihn und drückte mit zitternden Händen Michelangelos Augen zu.

Im Zimmer herrschte Totenstille. Minuten schwanden dahin, — lautlose Stille.

Donati blickte auf den Toten und flüsterte:

„Ein Genie — und starb dennoch wie ein gewöhnlicher Mensch, — aber seine Seele bleibt uns erhalten und lebt in uns weiter!“

Was trennt und was bindet.

Wegen was ist die kleine Verstimmung zwischen Freunden, Liebenden und Ehegatten angegangen — nur wegen einer Kleinigkeit! — Es hätte nur ein wenig Einsicht auf der einen und ein gutes Wort auf der andern gebraucht, was bestimmt für beide kein Kunststück gewesen wäre, wenn man nur gewollt hätte.

Warum aber sind wir so empfindlich, wenn ein uns etwas unbequeme Wort an unser Ohr klinget?

Warum schmerzt es uns, wenn es im Grunde genommen keine empfindsame Stelle trifft? In diesem Falle könnten wir ja lachend quittieren! Und wenn wir doch eine schwache Stelle haben, warum sind wir gekränkt und nicht dankbar für den Hinweis? Empfindlichkeit ist weit davon entfernt, verwandt mit Empfindsamkeit zu sein, wenn die Wörter auch verwandten Klang haben. Empfindsamsein kann sogar binden, weil empfindsame Menschen die Gabe haben sich einzu-

fühlen! Der Empfindliche aber läuft nicht selten Gefahr, Bindungen zu zerstören.

Trennend wirkt auch der Wille, jeden Menschen nach seiner Lebensanschauung ummodellieren zu wollen.

Wenn du die betonte Einfachheit liebst, warum willst du es nicht auch verstehen, daß ein anderer Freude hat an der modischen Eleganz? Gewiß sind das zwei entgegengesetzte Richtungen; aber man kann sich zu beiden befehlen oder den goldenen Mittelweg wählen und doch gesunde Ansichten über diese Außerlichkeiten haben.

Beruf und Umgebung können beide Anschauungen fördern, ja sogar bedingen. Die Hauptsache ist beim Menschen immer, daß sein Außenes mit seinem Innern im Einklang stehe. —

Freundschaft und Kameradschaft fordern aber noch ganz andere Opfer. Man muß sich nach den Stimmungen der andern richten und nicht darauf warten, daß die andern sich nach uns richten.